



6. Dezember 2021

ES WAR EINMAL ...

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EIN LÖWE. Und um ihn herum bewegten sich noch viele andere Löwen. Sie lebten in der Kornkammer Indiens, im Bundesstaat Punjab, in der Heimat der Sikh.

Die männlichen Sikh tragen alle einen zweiten Vornamen. Nämlich Singh, was Löwe bedeutet. Die Sikh-Frauen erkennt man an dem zusätzlichen Namen Kaur - Königin.

Als wir, mein sechsjähriger Sohn Ragnar und ich, in Jassi Bagwali ankamen, stand die gesamte Familie Sra mit strahlenden Gesichtern in der Haustüre, um uns willkommen zu heißen: Harbans Kaur, die schüchterne Mutter, Pinky, die zehnjährige hochaufgeschossene Tochter, der achtjährige Harpreet Singh und der dreijährige Jaskaran Singh, der viel älter aussah. Der Hausvater Dr. Surjit Singh Sra stand neben uns, denn er hatte uns aus Neu Delhi abgeholt. Einer von den Fünfen war anders. Ich brauchte ein paar Minuten, bis ich den Grund dafür herausgefunden hatte. Aber dazu später.

Ein männlicher Sikh geht nie zum Friseur. Er lässt Haar und Bart sein Leben lang wachsen. Damit das Haar ihn nicht behindert, bindet er es zu einem Knoten auf und bedeckt es mit einem hohen Turban, dessen Farbe und Wicklung über die soziale Stellung des Trägers Auskunft gibt. Wie die Kerle ihren Bart trimmen, habe ich nie so ganz herausgefunden.

Pflicht für einen stolzen Sikh ist auch die Kara, ein stählerner Ring am rechten Handgelenk. Außerdem trägt er einen Kirpan, die traditionelle Flammenklinge, an einem dunkelblauen Band über der Schulter. Surjit berichtete, es gebe Sikh, die den Kirpan niemals ablegen. Unter der Dusche nehmen sie ihn zwischen die Zähne.

Die Kara trug ich schon in Deutschland. Als ich Surjit in den 70er Jahren kennenlernte, wohnte er bei Annemarie Wilken an der Biedenkopfer Schillerlinde. Er war nach Deutschland gekommen, um Landwirtschaft zu studieren. Schon während unseres ersten Gesprächs

passierte es. Surjit zog seinen Ring von der rechten Hand, streifte ihn mir über und sagte: „Ich sehe von Anfang an einen Sikh in dir. Deine Rechte kann nun nichts Böses mehr anrichten. Es sei denn, du legst den Reif wieder ab.“

Ich trage ihn heute noch.

Nachdem wir unseren überaus süßen Begrüßungstee getrunken hatten, wurde mir endlich klar, warum Harpreet anders war als sein Vater und sein kleiner Bruder: Er trug eine europäische Kurzhaarfrisur!

Harpreet wandte sein fein geschnittenes Gesicht selten von uns ab. Wir waren etwas Besonderes für ihn, zumal der hellblonde Haarschopf meines Jungen mit der indischen Sonne um die Wette schien.

Am Nachmittag sah Harpreet, dass wir schwitzten. Er führte uns zu einem kleinen Häuschen im Garten. Auf einem Schemel stand ein großer Bottich mit kühlem Wasser. In der Fensternische schimmerten ein paar vasenähnliche Behälter aus Messing. Ragnar und ich zogen uns aus und übergossen uns mit dem frischen Nass. Schließlich hob ich den Bottich hoch und schüttete den Rest der köstlichen Flüssigkeit über unsere Schultern. Wir waren uns einig: Nie zuvor hatten wir eine Dusche so genossen wie an diesem Tag. Nie zuvor hatte uns eine Dusche so erfrischt.

Aber dann kam der eigentliche Lernprozess. In Jassi Bagwali gab es keine Toilette. Jedenfalls keine wie in Weilburg, wo wir damals zu Hause waren. Vielmehr betrat man eine ummauerte Betonplatte mit einem Loch in der Mitte. Man musste genau zielen, um dieses Loch zu treffen. Und es gab kein Klopapier. Unsere Inder reinigten sich nach der Erleichterung mit Wasser. Auch hierfür standen Messinggefäße bereit.

Wir fassten uns ein Herz und baten Harpreet um eine alte Zeitung. Mit der „Indian Times“ unterm Arm ging ich nun jeden Morgen in den Garten,

um mein Geschäft zu erledigen. Ein wenig später folgte mir mein Blondschoopf nach.

Am dritten Vormittag gewährte ich am Fenster des Nachbarhauses Gestalten, die umherhopsten und feixten. Ich hatte gleich das Gefühl, dass die Tänzchen und das Gelächter keinem anderen galten als mir. Ich rief Harpreet herbei und fragte ihn, was sich die Leute da zuriefen. Zuerst druckste unser neuer Freund ein bisschen herum. Aber dann lachte er und übersetzte: „Der Englishman geht wieder scheißen!“

„Englishman“ – das war eine schlimme Beleidigung. Das hatte auch mein Sechsjähriger schnell begriffen. Als Gogi, ein Freund Surjits, uns ein wenig umherfuhr, landeten wir genau zur Siesta bei vornehmen Leuten in Chandigarh. Der Herr des Hauses war so etwas wie ein Staatssekretär.

Mir wiesen sie sofort ein paar weiche Kissen zu, während Ragnar mit Gleichaltrigen draußen spielte. Plötzlich kam eine äußerst korpulente Dame herein, die Ragnars Hand umklammerte: „Ich bin die Rektorin der Schule nebenan. Dieses Goldköpfchen hier verhaut unsere Kinder!“

Ragnar riss sich los und schrie: „Die haben dauernd ‚Englishman‘ hinter mir hergerufen. Da hab ich einen Bambusstock gegriffen und draufgehauen!“

Ich übersetzte diese Rechtfertigung, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass wir uns aufs Schärfste gegen die Bezeichnung ‚Englishman‘ verwahrten. Wir wussten, dass englisches Militär in Surjits Dorf Dutzende von Sikh hingerichtet hatten. Da entstand ein verständnisvolles Lächeln im Gesicht der Pädagogin. Sie nickte, schenkte mir die Silbe „ji“, die Ehrerbietung ausdrückte, und entfernte sich wieder. Der Staatssekretär klopfte Ragnar auf die Schulter. Er war stolz auf seinen kleinen Gast aus Germany.

Eines Morgens sagte Harpreet kein einziges Wort. Pinky flüsterte mir ins Ohr: „Heute gibt es Zeugnisse, und mein Bruder hat wenig Hoffnung auf eine Versetzung. Ich werde mit ihm gehen, damit sich seine Verzweiflung in Grenzen hält.“

„Soll ich auch mitgehen?“, fragte ich den kleinen Sikh, der mir ein glückliches Lächeln schenkte.

Zu dritt marschierten wir zur St. Joseph Senior Secondary School, die von katholischen Nonnen geleitet wurde. Mucksmäuschenstill war es in der Turnhalle, wo die Zeugnisse auf einem Tisch lagen. Auch Harpreets Name tönte aus dem

Lautsprecher. Mit versteinertem Gesicht holte der Junge das ab, was wir damals an der Gießener Herderschule „Giftzettel“ nannten. Pinky nahm ihm das Blatt Papier aus der Hand, warf einen Blick darauf, lächelte und schwieg.

Im Foyer an einer lebensgroßen Marien-Statue blieb das Mädchen stehen und umarmte seinen Bruder: „Herzlichen Glückwunsch, Harpreet! Du hast es wieder mal geschafft!“

Harpreet packte seine Schwester und mich und tanzte mit uns um die „Mutter Gottes“. Dabei stieß er hervor: „Satnam! Satnam! – Gott ist gut! Gott ist wahr!“ Wir sprangen so ausgelassen um diese schöne Figur, dass wir erst wieder zu uns kamen, als mehrere Nonnen dazwischengingen. Harpreet fasste sich als Erster. Auf Englisch erklärte er die Lage: „Wir tanzen doch vor Freude! Das ist übrigens meine Schwester, und das ist mein Onkel aus Deutschland!“

Als ich eine Verbeugung machte, kam die Mutter Oberin, ungläubig lächelnd, auf mich zu und reichte mir die Hand.

Die Zeit verging im Flug. Eines Morgens stand Freund Hungridge mit seinem Traktor auf dem Hof, um uns zum Bahnhof zu bringen. Wieder hatten sich alle versammelt. Wieder lächelten sie. Das heißt, sie versuchten zu lächeln. Harpreet weinte sogar. „Schukriya!“, rief er uns nach. „Danke!“

Ich versuchte, den Schmerz zu überspielen, und rief zurück: „Guter Junge! Bitte, sag den Nachbarn, dass wir gar keine Englishmen, gar keine Engländer sind! Und bleib gesund!“

Das mit den Englishmen war mir wichtig, denn die Engländer hatten im Punjab sehr viel Blut vergossen.

Lange Zeit schrieb uns Pinky, und ich schrieb ihr. Pinky heißt eigentlich Ravinder, was so viel bedeutet wie Gottes Kraft und Wärme. Sie übersetzte uns auch die Namen ihrer Brüder. Harpreet lautet auf deutsch: Lob Gottes. Und Jaskaran: Ruhm.

Irgendwann schief unsere Korrespondenz dann ein. Ab und zu lag eine Ansichtskarte von Surjit im Briefkasten. Als Leiter einer großen Zuckermühle unternahm er viele Dienstreisen. Und er schrieb viele Grüße aus aller Welt. Eines Tages las ich ein Sprichwort aus seiner Heimat: „Kartoffeln und Sikh gibt es auf der ganzen Welt.“ Und da ich mich zu einem modernen Menschen entwickelt hatte, machte ich eines Tages eine Entdeckung, und zwar auf Facebook:

Pinky Ravinder Kaur Sra! Über 50 Jahre alt inzwischen und Direktorin einer Schule mit etwa 1000 Zöglingen.

Mein Sohn Ragnar buchte sofort einen Flug nach Neu Delhi. Aber er reiste diesmal nicht mit mir, sondern mit Gunnar, meinem Enkel. Damals war ich 38. Heute bin ich 80 und für die indische Backofenhitze viel zu alt.

Die beiden kamen mit einer niederschmetternden Nachricht nach Deutschland zurück: Harpreet hatte 2014 eine Hirnblutung erlitten und war daran gestorben. Jaskaran, von Beruf Arzt, konnte seinen Bruder nicht mehr retten.